

# Die Flucht.

Roman von Ida Bon-Ed.

(Fortsetzung.)

Er konnte sie doch, sie sprach ihm genug von sich selbst. Frauen wie sie trugen es nicht, einen Abgott fürchten zu sehen. In der Scham, sich getuschelt zu haben, verachteten sie, was sie vor dem liebte.

Lieber sterben als von ihr verachtet werden! Wie sie ihn dann entkleiden würde all des Glanzes, den sie jetzt ihm gethan. Ihr Hochmuth würde erweichen und sich daran erinnern, daß sie ihn aus dem niedrigsten Elend zog, daß er sein neues Dasein damit anfang, nicht viel mehr zu sein als ihr Bedienter, daß sie ihn zu sich emporgeschoben hatte, wie eine Herrscherin einen Günstling.

Er athmete schwer. Seine Stirn war feucht, seine Farbe fahl. Als Felix tief aufseufzte, blinzelte Conrädine und Phöbe erschreckt zu ihm auf.

„Bist du krank?“ rief Conrädine und warf ihren Bleistift hin, „du bist leichenblass!“

Ihre Augen wurden groß und voll Angst sah sie eindringlich Felix an, sich zu ihm beugend. Auch Phöbe, die Hände auf der Tischplatte fallend, blickte betroffen hinüber.

„Es ist nichts“ sagte er, mit dem Bemühen zu lächeln. „Ich werde zu schnell und zu viel getraut haben; mir kommt es oft vor, als sollte ich das Rauchen lieber lassen.“

„Deine Zigarette ist schon längst ausgegangen.“ sprach Conrädine, „das ist es nicht. Du hast sicher wieder tabakswarzen Gedanken nachgesonnen.“

Sie suchte ihm in die Augen zu sehen, er wich ihrem Blick aus. Phöbe stand auf und ging nebenan in Conrädines Schlafzimmer, von wo sie ein Glas Wasser holte. „Da“, sagte sie und stellte das Glas mit einem kleinen Trampf vor Felix hin, „das haben Sie manchmal nötig.“

„Alles lieber nach Wein“, bot Conrädine.

„Ich will euch helfen“, sagte Felix, mit äußerster Anstrengung den harmonischen, während er zu Conrädines Hand unter den Tisch drückte, wie um ihr zu sagen: beachte meine Blässe nicht.

„Na ja“, meinte Phöbe, die neben der Thür stand und unaufhörlich auf den Knopf der elektrischen Leitung drückte, so daß man ein ängstliches, zitterndes Gebimmel durchs ganze Haus vernahm, „das wäre gleich gescheiter gewesen. Ich glaube, die Kleintinderschule, die wir da gezeichnet haben, kann kein Mensch bauen. Ofen und Thürer sind all so was haben wir nicht vorgelesen. Und dann finde ich auch, daß Sie sich für Weihnachtsnützlich machen könnten. Schreiben Sie mal auf, was alles an Zweibeinigen auf Treibener Grund und Boden umherläuft. Und bitte, obenan meine Meinetzeit, mit einem großen Platz für eine Menge Wünsche. Und machen Sie Conrädine mal klar, daß es angebracht wäre, Adrian einen Diplomatenscheintisch zu schenken, so groß und so schön wie möglich. Sie meint, er nähme es übel, es wäre zu viel. Aber ich finde, wenn Sie beide zusammen ihm den Tisch schenken — bitte, Jasperfon, bringen Sie Wein. Portwein oder dergleichen, aber schnell, uns ist nicht ganz wohl — ja, wozumal sprach ich doch?“ fragte sie, als Jasperfon die Thüre wieder schloß.

„Von Adrian“, sagte Felix. „Also her mit Bleistift und Papier.“

Conrädine sah wohl, wie er sich amano. Sie ahnte, daß er litt, an selbst heraufbeschworenen Leiden, wie so oft. Da fand dann auch sie es am besten, die Miene der Sorglosigkeit anzunehmen und ihm mit in ihrer Beschäftigung zu ziehen.

Als Jasperfon den Wein brachte, sah er ein scheinbar lachendes Bild von Behagen.

Auf den Tisch fiel das Licht der hohen Säulenlampe, die auf seiner Ritze stand. Um das mit Papieren, Broschüren und Weihnachtskatalogen bedeckte Rund der Platte saßen die drei mit eifrig genetzten Köpfen.

Der ganze Raum mit seinen gelben und weißen Farben war von einer sanftesten Helligkeit erfüllt, in welcher sie und da eine Vergoldung an einem Stuhl oder eine sich aufbauende Falte der Seidenvorhänge aufschimmerte. Dunkel säuberte die halbe Deckung der Schlafzimmertür, die Phöbe zu schliefen vergesseln.

Ein feiner Duft von Cigarettenrauch, Parfüm und Blumen schwebte im Gemach. Der große Strauß gelblicher Chrysanthemums, der auf der weißlackirten Kommode vor dem Spiegel stand, hauchte ihnen herben Athem aus, einen Geruch, der an Mastix und Opium erinnerte.

Phöbe schenkte ein und sie trank: alle drei von dem Wein, der leuchtend und schmerzlindend in den Gläsern stand.

Dann sahen die beiden Frauen zu, was Felix zurecht zeichnete, und eine Weile hörte man nur das Ticken der Uhr von der Kommode her. Aber Conrädine beobachtete verflohen das Gesicht des oelichten Mannes. Es hatte wieder, vielleicht nur dank dem feuri-

gen Wein, Farbe und Wärme bekommen.

Phöbe quakte immer auf Felix' Hand. „Ihr alter grüner Ring ist eigentlich wunderhübsch“, sagte sie. „Er hat entschieden was Heubales.“

„Und was hängt alles daran an Erinnerungen?“ sprach er und hielt seine Zeichnung prüfend unter die Lampe.

„Erzählen!“ bot Phöbe.

„Nein“, sagte Felix mit einem Lächeln, dessen Schmerzlichkeit er selbst nicht ahnte, „das erzählt sich nicht.“

„Wenn ich Conrädine wäre, bettete ich Ihnen den Ring ab.“

„Du bist eine habgierige kleine Person“, sagte Conrädine und gab ihr einen kleinen liebevollen Klaps auf die Hand, „ich brauche nicht zu betteln, ich bekomme den Ring schon eines Tages.“

Sie stotterte.

„Wann?“ fragte Phöbe neugierig. Sie sah Felix an, ihre Blicke begegneten sich. Sie schloß die Augen.

„Wenn — wir — vernünftiger sind, brachte sie stotternd heraus.“

„Ach, das finde ich reizend, ach, das finde ich poetisch, er scheint die seinen alten Ring und alle Erinnerungen seines Lebens mit ihm am Tage nach der Hochzeit“, rief Phöbe, die mit ihrem ungeheuerlichen Interesse an allem, was mit Verloben und Heirathen zusammenhing, das Brautpaar, neben dem sie lebte, sozusagen als Stütze betrachtete.

Conrädine und Felix waren aber natürlich weniger unbefangen und weniger bereit, dergleichen Gespräche lang auszuspinnen.

Was gesund war in ihrem Verhältnis, war ihnen zu feuch, um es selbst mit diesem lauten Rinde zu besprechen; was ihnen beängstigend schien in ihrer neuen Zusammengehörigkeit, war zu hart, um eine Beleuchtung zu ertragen zu können.

Sie fragten wieder mit ihren Netzen und Schreibezeugen an.

„Ich kann ihm nicht gute Nacht sagen, ehe ich ihn beruhigt habe und besser weiß, dachte Conrädine regt und fühlte doch, daß sie Phöbe nicht gut wegschicken könne.“

Es ist eine unsinnige Gewohnheit, dachte sie weiter, daß man zwei Menschen, die sich für das ganze Leben verbunden wollen, so wenig allein läßt. Der bloßen Schickslichkeit zuliebe wird die Geloogenheit abgebrochen, die wichtigsten, die entscheidendsten Dinge ungeschildert und gründlich zu besprechen. — Das ist ja beinahe verrückt. Es handelt sich doch um das Verstehen zweier Seelen!

Es schlug halb elf.

Phöbe fuhr auf.

„Ich muß zu Bett. Hör' mal, Conrädine, bei Großmama trich' ich schon immer um halb zehn spätestens in die Federn. Ja du, du schläfst lange. Aber her Felix und ich müssen früh raus. Darf ich?“

„Gewiß darfst du“, sagte Conrädine mit bedeckter Stimme, „aber mit Felix hab' ich noch zu reden, der bleibt noch hier.“

Felix erschrak. Das hatte sie noch nie gethan. Hatte sie begriffen, das in ihm Schmerzliches vorging? Bestand sie mit jenen überflüssigen Sinn der liebenden Frau, daß seine Seele auf der Flucht war vor ihr, und wollte sie sie nun beruhigt und liebevoll zu sich zurückführen?

Wie sollte er ihr von dem sprechen, was er gedacht und erkannt? Hieß das nicht, ihr mit nackten Worten sagen: Du liebst nicht mich, du liebst in mir nur ein Phantom, ich bin weniger als du denkst.“

„So'n Brautpaar hat ja wohl nie genug voneinander“, meinte Phöbe, „dann also gute Nacht, du.“

Sie neigte sich zu Conrädine und küßte ihr beide Wangen. Felix etwas formlos zusehend, ging sie dann zur Thür, in den Händen ihren Arbeitskorb und lose Papiere. Felix aucte sie hinauslassen, da ihre Bemühungen, mit dem Elbbo den Kopf niederzudrücken, vergeblich waren.

Als die Thür sich hinter Phöbe geschlossen hatte, blieb Felix stehen, wo er stand. Die schlante weiße Thürschwelle gab seiner dunklen Gestalt einen seltsamen Hintergrund.

Conrädine schob den Tisch weit von sich und erhob sich von ihrem Sofa-platz.

Dies schweigende Warten in Felix' Haltung erregte sie — es erschien ihr drohend oder doch unheilvoll. Sie schritt auf ihn zu und legte beide Hände auf seine Schultern, während er noch immer mit dem Rücken gegen die weiße Thür lehnte.

„Lieber“, sagte sie innig, „ich will gar nichts von all dem schwarzen, bösen Gedanken wissen, die dir da vorhin durch den Kopf getrocknet sind. Ich will dich nur noch bitten: Verne doch endlich freudig in's Leben blicken, mir zuliebe!“

Er trat einen Schritt vor und legte den Arm um ihre Taille. So führte er sie wieder mehr in den Umkreis des Lichtes.

Vor ihrem ersten Wort, vor ihrem liebevollen Blick und Ton verschwanden alle seine Zögerungen. Er war etwas

in ihm, das ihn zu reden zwang. Und wenn es sein Untergang war! Er mußte!

Seinen Blick bohrend auf ihr Gesicht heftend, sprach er: „Wie soll ich freudig in das Leben blicken, wenn ich sehe, daß die ganze Zukunft auf einem Arrthum, auf einem Wahn aufzubauen werden soll!“

„Felix!“ rief sie warnend.

„Ich muß es dir sagen, was ich in diesen Wochen erkannt habe. Tag um Tag bligte es auf, bald fiel dort ein Streiflicht hin, bald da, bis alles hell, grauam hell und nicht mehr zu verstehen war.“

Sie hing mit angstvollem Gesicht an seinen Zügen, die ganz verzerrt waren. Ihr Herz begriff, daß sein Dämon ihn trieb, wieder zu sprechen, was man in der Liebe nicht spricht — Grausamkeiten, Zweifel, Enttäuschungen.

„Felix!“ rief sie, „ich liebe dich, du liebst mich, an dieser Erkenntniß wollen wir's uns genügen lassen! Man weiß jetzt nur Leiden. Unsere Liebe lebt!“

Und sie dachte, was ihr Mund nicht aussprechen konnte: „Wenn wir uns erst ganz gehören, wird er Frieden und Sicherheit in der Liebe finden.“

Sie wußte, was der völlige Besitz alles wandeln, aber auch alles festigen kann.

Wittend hob sie die gefalteten Hände zu ihm empor, um ihn am Weiterreden zu hindern.

Er hatte ihre Worte gar nicht gehört. Er dachte seine Gedanken weiter.

„Ich habe begriffen“, sagte er fast tonlos, „daß du nach einem Herrn lebst und doch das Beherrschwerden nicht erträgst. Das ist der tragische Untergrund meines Wesens. Aber du könntest trotzdem glücklich werden, selbst im Kampf, wenn du wüßtest, daß der Mann, der dich beherrschen will, der wirklich Starke ist, von dem du träumst. Da würde dir das Aufbauen ein Genuß, das zähneknirschende Nachgeben doch heimliche Wonne sein. Der Mann bin ich nicht.“

Er sank auf das Sofa nieder, und die Faust auf das Sissofopfen neben sich stemmend, starrte er zu Boden.

Conrädine stand einige Minuten lang ganz still. Eine große Verwirrung war über sie gekommen. Er hatte diese Worte gesprochen, wohlgeordnet, geläufig, wie jemand etwas vorbringt, das er hundertmal gedacht hat. Sie aber hatte sie gehört, mit ängstlich hochendem Ohr zwar, aber doch nur gehört.

Nun mußte sie sich zu begreifen, zu erfassen, was alles in ihnen gesagt war.

Sie wollte beherrscht sein? Wahr und gewißlich. Freudig bejahte ihre Seele das. Sie ertrug aber keinen fremden Willen über sich! Sie wußte es nicht. Ihre Gedanken irrten hin und her, in der Vergangenheit forschend, um sich selbst etwas beweisen zu können.

Vielleicht hatte er recht? Doch nein, kleine selbständige Lebensgewohnheiten können nicht als Beweise angeführt werden, wenn es sich um innerliche Wahrheiten handelt.

Sie fand keine Klarheit über sich. Sie sah sich wieder im Wagen, neben Felix, fühlte wieder jene wohlwollende Demuth und Dankbarkeit für das Geschenk seiner Liebe — war sie da nicht das Weib gewesen, das sich freudig in des Mannes Schutz und Schirm versetzte — also ein Weib, das sich seinen Herrn erkoren hat?

Behte ihr Herz nicht in Sorge und Angst, wenn sie ihn traurig sah? Beirachte sie nicht ihr Lächeln und ihre Worte, um ihm niemals je zu thun? Räumte sie ihm nicht alles aus dem Weg, was ihn bestimmen konnte — wirklich mit einer heimlichen kleinen Furcht im Herzen, daß er sich ärgern könne oder von den Menschen über nicht genug respektiert werde? War das nicht alles liebende Demuth?

Wie ein dämmendes Erkennen trug es nun in Conrädine auf, daß es auch etwas anderes sein könnte als Demuth — nur Liebe allein und vielleicht mit Mittel vermenat.

Aber doch: fühlte sie sich nicht verwandelt, seit sie ihn liebte? War nicht etwas in ihr Wesen gekommen, das war wie die Maßstabhaftigkeit von ihrer ersten Ehe, das war wie die kindliche Neugierigkeit aus ihren Jugendtagen?

Waren nicht alle ihre Gedanken von ihrer eigenen Persönlichkeit abgewandt? Erschien sie nicht selbst unwichtig und sah sie nicht in dem Geliebten den wichtigsten aller Menschen auf der ganzen Welt?

Und war ihr dies Gefühl nicht ein wohlwollendes? Wie konnte er sagen, es sei der tragische Untergrund ihres Wesens, daß sie es nicht duide, beherrscht zu werden?

Oder haleten alle diese Gefühle, von denen sie sich so freudig tragen ließ, einen anderen Untergrund?

Wuchsen sie etwa nur auf dem Boden der Leidenschaft, die das Weib zum Mann zog? Wann sie von dem Sinnem geboren und würden vergehen mit ihrer Befriedigung?

Ihr Herz klopfte, ihr Athem ging schwer. Ihr war es, als entlegte ihr etwas und was müsse sie es halten um jeden Preis.

Sie schloß die Augen. Ein Bild entstand vor ihr, das sie nicht heraufbeschworen, das sie nicht sehen wollte in diesem fürwahrlichen Augenblick.

Das Bild ihres Gatten! Ihre ganze Ehe zog an ihr vorüber. Ihre Gedanken durchflogen mit Sekundenheller die fünf Jahre. Sie begriff plötzlich, daß ihr Glück damals genau so gewesen war, wie Felix sagte, daß ein Glück für sie aussehensmäßig:

es war ein Kampf gewesen mit einem Starren, und das Aufbauen war ein Genuß, das zähneknirschende Nachgeben heimliche Wonne gewesen.

Aber zugleich bligte ein Gedanke durch ihr Hirn — sie hielt ihn klammernd fest — er sollte ihr nicht entfliehen er gab Hoffnung, Leben.

Mußte nicht eine neue Liebe auch eine anders geartete Liebe sein? Die anderen Eigenschaften des Geliebten erwecken andere Empfindungen, rufen andere Kräfte wach.

„Felix!“ schrie sie.

Es klang nicht wie ein Name, es klang wie ein Laut der Leidenschaft. Sie kniete neben ihm am Boden, wie er damals vor ihr kniete, als er ihr von seiner Eiserfücht sprach. Und sie hing sich an ihn, mit tastenden Händen, an seine Arme, an seine Brust greifend.

Sie sprach zu ihm. Unaufhaltsam flossen die Worte von ihren Lippen, aus dem Untergrund ihrer Seele kam alles herauf, was darin bis jetzt halb bevozt nur geschlummert hatte an Leiden und Leidenschaft, an Erntemen und Wahn.

Sie wollte ihm sagen, daß seine andere Art aus ihr auch ein neues, anderes Weib mache, und sie verrieth, daß ihr Glaube zusammengesürzt war.

Sie wollte ihm sagen, daß sie seine Art liebe, anbetete, verstehe, ertrage, und sie malte ein Götterbild hin, nicht den Mann der Wirklichkeit.

Sie wollte ihm sagen, daß sie sich in ihrer Zukunft keine Arbeit, keine Pflicht, keine Befriedigung denken könne, ohne ihn als Genossen an der Seite, und sie verrieth, daß sie sterben würde, wenn sie den Geliebten verlieren sollte.

12.

Es schlug sechs Uhr.

Felix, der seit ein paar Stunden regungslos in seinem Stuhl vor dem Schreibtisch gesessen hatte, schrak zusammen. Dem Schläge der Uhr folgte ein harter, heulender Ton, der draußen die Luft langgezogen durchschallte.

Das Zeichen, das für die Leute der Tag begann.

Felix empfand plötzlich, daß ihm sehr froh. Er stand auf und trat an's Fenster.

Im Glase spiegelte sich die gelbe Flamme der Lampe grell und blank und verhierte den Blick, in die Nacht hinaus zu bringen.

Das Licht brannte schon trübe und der Dacht, der wie eine Schlange sich im leeren Bassin wand, sog schon die letzten Tropfen Petroleum auf.

Es war sehr kalt im Zimmer.

Felix legte die Stirn gegen die Scheibe; dabei berührte ihn wie Eis. Aber er drängte den Kopf nur fester gegen das kalte Glas. Das that dem fieberbeißigen Hirn wohl.

Die dunkle Morgenstille ward zum zweitenmal unterbrochen. Ein Hundegebell erscholl und das Raseln einer eisernen Kette.

Felix trat vom Fenster zurück mit einer schweren, mühen Bewegung.

Der Tag begann also, der Tag, der ihn hier nicht mehr sehen durfte.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die Feder. Der Brief, den seine Gedanken zwanzig Mal versetzt in den letzten Stunden, und vor dem sie so oft zurückbeboten, mußte nun geschrieben werden.

Die Feder ging über das Papier, wie von einem Automaten in Bewegung gesetzt.

„Geliebte!“

Daß ich es nicht bin, der reich und hart und groß genug ist, Dir wahrhaft Glück zu geben, haben wir beide erkannt.

Ich kann Dir nicht mehr Segnen, weil ich in Deinem Auge das Entzügen nicht lesen kann, daß Du nun unauf löslich an mich gebunden bist.

Du bist es nicht!

Das einzige, was ich thun kann, um Dir zu beweisen, daß Du Deine Liebe meinem ganz Werthlosen schenkest, ist, daß ich Dir sage: Du bist frei, ganz frei.

Ich aber fliehe vor dem Leben in die Einsamkeit.

Er zog den Ring vom Finger. Der grüne Stein bligte auf.

Er schloß ihn mit dem Brief in einen Umschlag.

vorwärts, zunächst dem Werthsaftlose zu. Die Straße nach Londen führte darüber.

Auf dem Hofe war schon Leben. Aus einer offenen Thür quoll ein warmer Lichtschein und schimmerte auch aus den vieredigen, verlaubten kleinen Fenstern des Stalles. Quer über den Stall ging ein Necht, eine Laterne in der Hand. Der dreistrahlige Lichtschein hob sich wiegend auf der Säneedecke des Erdbodens weiter. Als Felix des Mannes Wespur übertraute, merkte er noch den Geruch von schlechtem Tabak in der Luft.

Das dumpfe Brüllen einer Kuh scholl aus dem Stall, Stampfen, Kettenticken und das ungeduldige Schelten des Melkmädchens. Das Hoffhor stand schon offen, und im weißen Schnee konnte man zwei schwarze Linien wohl erkennen. Die Räder eines schwerfahrenden Wagens hatten dort den Schnee aufgerollt.

Felix erinnerte sich: um halb sechs Uhr war, laut einem Befehl, ein Aderwagen voll Hafer in Säden nach Londen zu Jens Kardorp gefahren.

Und dann wunderte er sich, daß, in seinem Hirn noch ein Gedächtniß war für dergleichen. Er ging weiter. Das stille Feld umging ihn. Die Schwärze der Nacht wandelte sich in das Eisen-grau der ersten, langsamen Dämmerung. Das verschneite Gelände schien in dieser matten Beleuchtung, die nur die Abnung eines Lichtes war, eine ungeheure Ebene ohne Horizont. Die Grenzen der Erde verschwanden in Umrissen. Felix wanderte dahin, als sei er der einzige, letzte Mensch auf der Welt.

Wohin wollte er? Er hatte keinen Reifeplan, nur ein Ziel, dem er mechanisch zustrebte. Vor seinem Geiß sah er das armeelige Stübchen, in welchem er seinen Hund erschossen, das Stübchen, von wo er ausgezogen war, sich sein Glück und sein Unglück zu erkämpfen, die Stätte, von der aus er vor dem Tod in das Leben gekrochen war. Er dachte nicht, daß es längst wieder bewohnt sein werde, daß vielleicht Kinder dort die Wände anschauen und rasches Gebälk ertönte.

Er dachte nur immer, daß dort Stille, Verborgenheit, Einsamkeit sei. Auf der Landstraße kamen ihm zwei Männer entgegen. Er sah ihre Gestalten sich aus der Dämmerung lösen und rasch größer werden. Als sie ihm erreicht hatte, standen sie still.

Es waren zwei Stromer, ein dürftiges Felleisen hing ihnen über den Rücken, und die Perlumtheit ihrer Röde ließ selbst das fahle bische Helle schon erkennen.

Sie bestellten Felix an, mit gemurmerten unverständlichen Worten und verständlichen Gebärden.

Er griff in seine Taschen. Sie waten leer. Er tastete an seiner Weste und fand ein paar lose Groschen in der Westentasche. Sie wurden mit einem „Danke schön“ angenommen.

Die Stromer gingen weiter. Felix aber blieb wie angewurzelt stehen.

Er beariff, daß er kein Geld bei sich habe und ohne solches Mittel sein Ziel nicht erreichen könne.

Es war keine Ablicht gewesen, kein billiger theatralischer Stolz, der ihn veranlaßt hatte, Geld und Geldeswerth zurückzulassen. Er war nur sinnlos fortgegangen, wie ein Mensch aus dem Leben geht, dessen ganzen Inhalt er verläßt. In die kleinen Nothwendigkeiten hatte er gar nicht gedacht.

„Adrian“, dachte er. Und er wanderte den Weg zurück.

Er verließ dann die Straße und ging mit unsicheren Schritten über die harten Erdschollen eines geblügten Feldes, achlos über den Schnee, der junge Saat deckte mühsam durch das Gestrüpp einer Kiefernheckung. Um ihn wuchs der Tag bleich und klar; schwebendes Licht erfüllte die reine, kalte Luft.

Vorwärts, nur vorwärts — bis er vor Adrians Thür stand.

Er ging hinein.

Stille umging ihn. Der Hausflur war leer. Niemand kam, und Niemand rührte sich.

Er ging in das Zimmer zur linken Hand. Es war daselbst, in dem er mit Conrädine gelesen und wo ihn zuerst nach der Zeitpaune kaum eines Tages allüberall Schläftigkeit die Nacht angehaelt.

Niemand war darin. Am Ofen brannte ein Feuer, und auf dem Tisch stand Adrians Frühstück noch unberührt.

Felix setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, das Gesicht der Thür zugewandt, durch die Adrian kommen mußte.

Er wartete. Er wußte nicht, ob er fünf Minuten oder eine Stunde wartete. Eine merkwürdige körperliche Müdigkeit umring ihn schlafend. Er dachte nichts mehr, er sah und starrte vor sich hin.

Dann ging die Thür auf. Adrian erschien auf der Schwelle und blieb stehen, mit leicht geöffnetem Mund und großen Augen, stumm vor Staunen.

Der da sah, sah nicht aus wie ein guter Gast.

Den Hut trug er auf dem Kopfe, der Stragmantel hina ihm von den Schultern und hand vorn weit offen, die Webe war nicht zugethüpft, Kravatte und Hosenträger fehlten ganz.

Und das Gesicht war farblos, von scharfen Linien durchfurcht, die glanzlosen Augen von schwarzen Schatten umgeben.

„Was ist geschehen?“ rief Adrian mehr streng als mitleidig. Denn in seinem Innern war etwas, das sich sein: Felix, ja beinahe angewidert aufhäumte, wenn er einen Mann sattsungslos sah.

Felix sah ihn an, beinahe blöde. Sprechend? Antworten?

Er stand auf, taumelte und fiel wieder nieder.

Adrian ging auf ihn zu. Die schwarze, locken Schmierstiefel, die er trug, machten seinen Schritt so hart, daß er den Estrich zittern ließ.

„Du siehst miserabel aus.“ sagte er, „wie jemand, der vollkommen Schiffsbruch gelitten hat.“

„Das habe ich“, antwortete Felix dumpf.

„Ist es aus zwischen dir und dir?“ fragte Adrian hart.

Sein gerader Sinn beariff, daß es sich nur um dieses eine handeln könne. „Ja“, sprach Felix.

Adrian nahm ihm den Hut vom Kopf und zog ihm den Mantel weg.

Dann ließ er ihn still sitzen. Sein Gesicht war finstler. Er wird schon reden, dachte er und sagte nichts mehr.

Aber er selbst war sehr laut. Es war beinahe, als ob er mit Absicht Lärm machte, damit die Stille im Zimmer nicht zur Weile werde. Er ging unruhig und mit bröckelnden Schritten vom Tisch zum Schrank, vom Schrank zum Tisch, piffte den, tappen Landfolianten, rüdt das Bild seines Großvaters gerade, daß ein wenig, warf Messer und Gabel wieder hin und fing auf's neue zu pfeifen an.

Schließlich fand er, daß er nun genug Gebuld bewiesen habe.

„Da du zu mir gekommen bist, nehme ich an, daß du von mir was willst: dich auszusprechen, oder Rath, oder Hilfe. Also —“

Er trommelte auf den Tisch. Dann sprang er auf.

„Dabt ihr euch gestritten? Das soll zwischen Brautleuten vorkommen. Ob schon ich so was nicht beareife, denn wenn man wahrhaft liebt und wahrhaft für einander bestimmt ist, kann nichts anderes sein, als daß man nach drei Worten merkt, wer recht hat, und wer daher klein bezaugen hat, egal, er oder sie. Männlichkeit braucht sich nicht in Rechthaberei auszudrücken, sagte Adrian.“

(Fortsetzung folgt.)

**Amaklich.**

Baron (zum Gutswalter bei der Kartoffelernte): „So groß sind die Kartoffel heuer geworden! — Lassen Sie die ja Niemand sehen!“

**Wurf wider Wurf.**

Pastor: „Ah guten Morgen, Herr Major. Wie befindet sich Ihre Frau Mayonnaise?“ — Major: „Danke, recht gut, Herr Pastor. Und wie geht es Ihrer Pastete?“

**Pyramidaler Gedanke.**

Dame (auf den nördlichen Meere): „Doch ein imposanter Anblick, jold'schwimmender Eisberg.“ — Lieutenant: „Jawohl; nun denken sich Gnädige aber erst den Effekt, wenn entsprechende Seefische stünde!“

**Ein „verdientvoller“ Mitbürger.**

Fremder (zum Einheimischen): „Was für ein Denkmal ist denn das?“ — Einheimischer: „Das ist für den dritten Stadtrath gesetzt worden. Der hat nämlich in der Votterie zweimal den Haupttreffer gemacht!“

**Du gefährlich.**

A. (vom Spaziergang zurückkehrend): „Hab' ich doch bei der argen Hitze den ganzen Nachmittag nichts trinken können, weil ich nur einen 100-Markfchein bei mir hatte!“ — B.: „Konnt' ihn denn Niemand wechseln?“ — A.: „Durst' ihn ja nicht zeigen — mein Weisse war bei mir!“

**In der Verlegenheit.**

Prinzipal: „Es hat gekläut. Wer ist am Telefon?“ — Romm's: „Ihre Frau Gemahlin!“ — Prinzipal: „Was will sie?“ — Romm's: „Ich habe nur das Wort „Schafkopf“ verstanden!“ — Prinzipal: „Gehen Sie mal fort — sie will mich wahrscheinlich selbst sprechen!“

**Verknappet.**

Ver sicherungsinspektor (zum abgebrannten Bauern): „Wann kam das Feuer aus?“ — Bauer: „Um neun Uhr!“ — Ver sicherungsinspektor: „Aber es heißt doch, es brannte bereits um halb neun Uhr!“ — Bauer: „Is net möglich, da hat erit meine Alte die Zündhölzle im Kaben geholt!“

**Ein Menschenkenner.**

„Wünschen Sie das Paar kurz, Herr Baron?“ — „Wie kommen Sie auf diese Idee, mich Baron zu titulieren? Ich bin doch der Oberlehrer Meyer!“ — „Wissen's, Herr Oberlehrer, seitdem wir alle un're Kunden Baron nennen, zählen die meisten doppelte Trinkgelber!“

